

# Wärme zieht die Körper zusammen.

Von G. Hochstetter.

Bisher hat man allgemein angenommen, daß die Kälte die Körper zusammenzieht und daß die Wärme die Körper ausdehnt. Die Wissenschaft kannte keine Ausnahme von dieser Regel.

Jetzt ist erwiesen, daß die ganze Regel falsch ist. Es war eine vollkommen irrige Annahme, wenn die Gelehrten glaubten, die Wärme dehnt die Körper aus. Gerade das Gegenteil ist der Fall: Die Wärme zieht die Körper zusammen!

Sie wollen mir keinen Glauben schenken, verehrter Leser? So sehr ich Ihnen das nicht einmalkommen lassen will, so sehr ist es mir begreiflich, daß Sie sich für mich nicht begeistern. Ich habe es für mich selbst gesagt. Ich hätte es ja früher auch niemandem gesagt. Allein, wenn man gegen Tatsachen an? Also hören Sie ruhig zu — und nach einer Viertelstunde werden Sie es mir bestätigen: Die Wärme zieht die Körper zusammen!

Vor ein paar Tagen war ich wieder einmal im Theater. Ich will es nicht beim richtigen Namen nennen, um der Garderobefrau nicht zu nahe zu treten. Die hat nämlich den „Sag“ erfunden, daß die Wärme die Körper zusammenzieht.

Durch den Garderobemann, den die besagte Frau zu verwalten hat, laufen ein paar Leitungsdrähte der Warmwasserheizung; sie laufen in einer Höhe von etwa anderthalb Meter überm Fußboden. Dort befindet sich das Brett, auf das die Frau die abgehängene Hüte legt. Die Hüte liegen da, solange die Vorstellung dauert; wenn man dann beim Nachhausegehen seinen Hut aufziehen will, hat er eine Temperatur, die er sonst nie zu haben pflegt. Ein komisches Gefühl über den Strich. Aber man achtet nicht weiter darauf, denn nach ein paar Minuten hat sich das ausgeglichen.

Ich hatte wieder einen Parquetplatz in einer der ersten Reihen, und ich gehörte deshalb in den Vorkreis der mehrfach erwähnten Garderobefrau. Ich lieferte ihr ganz kalt und gleichgültig meine Sachen aus, trotzdem ich wußte, daß ich sie warm zu rückerhalten werde. Aber ich kam sehr in Hufe, als ich nach der Vorstellung von der Frau einen Hut bekam, der durchaus nicht der meinige sein konnte. Er war mir zu eng. Viel zu eng. Er tanzte direkt wie ein kleines Glöckchen auf meinem würdigen Haupte herum. Ich befehle mir das Futter; es trug den Stempel eines Lieferanten, bei dem ich nie Einkäufe zu machen pflegte. Ich gebe der Frau also meinen Hut zurück. „Baron, Sie müssen sich geirrt haben, liebe Frau. Das ist nicht mein Hut, der ist mir viel zu eng!“

Aber die Frau nimmt mir den Hut nicht ab. Sie lächelt ihr überlegenstes Lächeln und sagt: „Ich weiß schon! Das scheint Ihnen bloß so! Das kommt von der Wärme. Die Hüte kommen hier gerade über die Leitung zu liegen, und da beschweren sich die Herren immer, weil ihnen die Hüte zu eng werden.“

„Aber beste Frau“, sagte ich, „was reden Sie denn da? Der Hut ist mir ja zu eng! Wenn die Wärme auf ihn eingewirkt hätte, dann müßte er mir doch jetzt zu weit sein! Die Wärme dehnt ja doch die Körper aus!“

„Da lächelt die Frau wieder ihr überlegenstes Lächeln. „Nein!“ sagt sie dabei ruhig. „Die Herren beschweren sich immer, daß die Hüte im Warmen zu eng werden. Die Wärme zieht die Körper zusammen. Gestern war wieder 'n Herr da...“

„Aber Frau!“ unterbreche ich sie. „dann müßte doch das Quecksilber im Thermometer bei Hitze fallen und bei Frost steigen, wenn es recht hätte!“

„Ja —“ meint die Garderobefrau absehlend, „bei Quecksilber mag das ja vielleicht so sein, aber bei Hüten — Hüte zieht die Wärme zusammen, das ist doch ganz selbstverständlich!“

„Und in dem Hut steht ja auch eine ganz andere Firma drin“, wendet ich ein, „lesen Sie hier, bei den Leuten habe ich ja noch nie im Leben einen Hut gekauft. Verändert die Wärme denn auch am Ende die Firma?“

„Dann haben Sie den Hut anderswo gekauft!“ erklärt die Frau mit großer Bestimmtheit. „Das ist ja nicht möglich!“ rufe ich. „Mit diesem Hut kam ich ja nicht über die Straße gegangen sein. Sehen Sie mal her, der ist mir so eng, daß ich ihn überhaupt nicht aufsetzen kann.“

„Ja“, sagte die Frau, indem sie katzenartig wieder auf ihre geistigen Vorräte fiel, „das kommt wieder daher, weil eben die Wärme den Hut zusammengezogen hat.“

Ich bemühte mich vergeblich, der Frau klar zu machen, daß die Wärme einer solchen Tüde nicht fähig sei. Die Frau sagte immer wieder: „Gestern war erst wieder ein Herr

da —, und da es einer meiner strengsten Grundzüge ist, mich über Gegenstände im Werte von unter zwanzig Mark nicht aufzuregen, schickte ich mich an, das Theater mit dem alten Hut zu verlassen, den ich funktvoll auf meinem Kopf balancierte, wie es die chinesischen Jongleure mit brennenden Petroleumlampen tun. Unter dem Hauptportal des Theaters fiel mir ein: Halt! Ich war ja vor Beginn der Vorstellung im Theaterrestaurant gewesen, hatte dort etwas gegessen und etwas getrunken und war dann mit dem Paletot überm Arm und dem Hut in der Hand aus dem Restaurant zur Garderobe gegangen. Es konnte also wohl sein, daß ich den Hut da unten im Restaurant veräußert hatte. Aber nein! Da unten war ja außer mir gar kein Gast gewesen... doch immerhin... Man darf nichts unversucht lassen, um solche bange Rätsel zu lösen...“

Ich frage also den Wirt des Theaterrestaurants: „Sag vielleicht jemand mit mir diesen Hut veräußert?“ Der Wirt schaut in meinen Hut hinein und ruft gleich: „Donnerwetter! Das ist ja mein Hut!“

„Hatte ich also richtig beim Begleichen einen fremden Hut in der Hand aus dem Theaterrestaurant und der Theatergarderobe getragen! Also war nicht die brave Frau, sondern ich selbst an der ganzen Verwechslung schuld. Ich ließ mir nun von dem Wirt meinen eigenen Hut geben, der freilich an einem Nagel hing. Dann stürmte ich die Treppe hinauf, um womöglich noch die Garderobefrau zu finden und als anfälliger Mensch, der ich nun einmal bin, mich bei ihr zu entschuldigen. Ich traf die alte Dame bereits zum Begleichen gerüstet, drückte ihr ein reichliches Veröpfungstrinkgeld in die biedere Rechte und bat sie, mir die Szene von vornherein nicht weiter über zu nehmen. „Entschuldigen Sie nur, liebe Frau. Sie waren nicht schuld an der Sache, sondern ich.“ Ich hatte mich geirrt und...“

Ich konnte nicht weiter sprechen. Das überlegene Lächeln von vornhin, das jetzt blühen auf ihrem Antlitz aufleuchtete, ließ mich verstummen. „Na also“, sagte sie und knippte ihren letzten Handjuchtschnopf zu. „Es ist nur gut, daß Sie es selbst einsehen, verehrter Herr! Und ein andermal müssen Sie mit einer erfahrenen Frau nicht wieder über so etwas streiten. Das ist doch ein für allemal selbstverständlich: die Wärme zieht die Körper zusammen!“

Sie sprach's, und ich noch hätte den Mund zum Widerspruch aufzumachen können, war sie verschwunden.

## Die erste Glocke.

Der erste, der auf den Gedanken kam, die Gläubigen durch Glöckchengläute zur Kirche zu rufen, war ein irischer Mönch. In Italien nannte man das Instrument „Nola“ und „Campana“, nach der Stadt Nola und der italienischen Landschaft Campanien, die als erste den Gebrauch der Kirchenglocken einführte. Die frühesten Glocken wurden nicht gegossen, sondern mit der Hand geschmiedet. Erst später ging man zum Bronzeguss über, der sich dann rasch entwickelte, hauptsächlich in Venedig, wo der Doge Orso I., der von 884-888 regierte, Basilis, dem byzantinischen Kaiser, zwölf große Glocken zum Geschenk machte. So erschoß die benedictinische Kunst, die sich von der byzantinischen Architektur der Hagia Sophia zum Bau der goldenen Kuppel von San Marco hatte inspirieren lassen, überseits wieder dem Orient den Gebrauch der Glocken, die in der Lagunenstadt, der Heimat der in der Kunst der musikalischen Verfeinerung des Glöckchengläutes unübertroffenen Meister, bereits weit Verbreitung gefunden. Die Trompeten und die mit dem Hammer zu schlagenden Holz- oder Metallplatten, die in den ersten Jahrhunderten des Christentums zu den gottesdienstlichen Veranlassungen riefen, waren hier rasch verschwunden, wo am Ende des 15. Jahrhunderts auf ungezählten Glöckentürmen über 500 große Glocken ihr Geläut erschallen ließen.

## Vom alten Fris.

Dem König Friedrich sollte ein berühmter Sängervorgesetzter werden. Als sich der Mann näherte, bemerkte Friedrich, daß er sehr idiosynkratische Strümpfe trug. Um ihn keinen Unmut darüber spüren zu lassen, fragte er bei der Vorstellung, ob er wirklich auch der berühmte Mann sei, von dem man ihm soeben erzählt habe. Der Sängervorgesetzter, dem es nicht an Selbstbewußtsein gebrach, erwiderte: „Ich weiß nicht, Ihre, aber ich darf doch wohl sagen, daß ich die Stimme habe, aus der ich machen kann, was ich will.“ „Dann“, versetzte der König, „mache Er sich zunächst mal ein Paar anständige Strümpfe!“

# Mensch und Hund.

Aus dem Grenzgebiet von Natur und Kultur.

Mensch und Hund gehören durch ungemessene Zeiträume eng zusammen, so eng wie nur irgend zwei andere verschiedenartige Geschöpfe, die sich aber gegenseitig schützen und nützen, wenn sie in jene Beziehung treten, die die Wissenschaft Symbiose (Zusammenleben) nennt. Bei dieser Symbiose gebraucht jeder Teil seine besonderen Kräfte und Fähigkeiten nicht nur für sich selbst, sondern läßt sie auch dem anderen Teil zugute kommen. Dies kann ganz unabsichtlich geschehen, und das Verhältnis kann sich zunächst so gestalten, daß der eine Teil bei dem anderen mehr oder weniger schmachtet. So mag es auch bei Mensch und Hund gewesen sein, so ist es jedenfalls gewesen. Wir glauben unbedingt, daß die Vorfahren des Hundes unseren eigenen Vorfahren schon in einer sehr frühen Entwicklungsperiode des Menschengeschlechts nähergetreten sind, viel früher als die Affen oder anderen Säugetiere, die wir jetzt haben, und wir sind überzeugt, daß diese Annäherung zwischen Mensch und Hund auf eine ganz besondere Weise vor sich ging.

Vom Wolf, diesem wüsten, eifigen Raubtier, soll unser guter, braver Hund abstammen oder vom Schafal, diesem feinen, lichtfühen Stromer und Mastfresser! Manches Hundesfreundliche Herz möchte dies fast als eine Beleidigung seines Lieblings empfinden. Man braucht ja aber nicht gleich an den vor Heißhunger tollbreißen und tollwütigen Wolf im russischen Winter zu denken; nicht umsonst habe ich vor Jahren schon im „Tierreich“ gesagt, wenn man sehen wollte, mocht unser liebeswertes Haustier toter, dann möge man sich zu dem kapitalen rumänischen Wolfshunden begleiten, den ich damals pflegte, und zu sehen, wie dieses Tier schwanzend sich vor Freunden krümmte, so bald es freundlich anfrucht oder auch nur mit den Fingern schnalzte. „Gang wie ein Hund!“ sagten alle erstarrt, denen ich das zeigte. Die Menschenfreundlichkeit liegt den Hundartigen, insbesondere den wölf- und schafalartigen Raubtieren im Blut, und das hat seine ganz besonderen, sehr triftigen Gründe.

Der Schafal schmachtet bei dem Löwen in Afrika, bei dem Tiger in Asien; er rafft die Afsalbroden von sich dieser großer Räuber auf, und er heftet sich zudringlich an die Fersen des Menschen, wird jedem Tropenreisenden lästig durch seine diebstahlische Wesenheit. Ebenso folgt — oder legt nach dem Untergang der Rotbäute muß man schon sagen: folgte der kleine Prärie Wolf den jagenden Indianer. Warum soll sich nicht zwischen den Vorfahren der hunderartigen Raubtiere und unsern eigenen vorgeschichtlichen Vorfahren in Europa ein ähnliches Verhältnis angeknüpft haben?

Es hat sich ganz gewiß angeknüpft! Denn die Pfahlbauer der Schweizer Seen hatten in der jüngeren Steinzeit bereits einen mittelgroßen Hund, den Dorfhund, den ebenfalls so genannt, weil seine Kennzeichnung sich in die Dorfablagungen früherer Seen und Sümpfe eingebettet finden. Der Schweizer Hausierforscher Nittmeyer hat ihn zuerst entdeckt und beschrieben.

Durch den Forscher Nehring sind wir in die Lage versetzt worden, in viel nördlicheren Gegenden, als man bis dahin ein früheres Vorkommen des Schafals oder auch nur die Möglichkeit eines solchen annahm, diesen zur Erklärung seiner vorgeschichtlichen Hundesformen heranzuziehen. Nehring hat am Seeberg bei Queblinburg, also im nördlichen Vorland des Unterböhmer, unzweifelhaft Schafalreste entdeckt und damit natürlich die Ableitung unserer kleinen Hunderrassen sehr erleichtert.

So ist die äußere Möglichkeit der Entstehung des Hundes aus Wolf und Schafal ausreichend nachgewiesen. Die innere Wahrscheinlichkeit drängt schon lange jeden schärferen unbefangenen Beobachter des lebenden Tiers dahin. Viele gefangene Wölfe und Schafale sind ihr Leben lang vollständig hundezähm und benehmen sich gegen ihren Pfleger und andere befreundete Menschen mit Schwanzwedeln und geräusch wie ein freudig erregter Hund. Ja, sie genössen sich sogar das Wollen an, und umgekehrt verriet dies der verwilderte Hund ebenso schnell wieder.

Wie die Urmenschenherden gemeinsam mit dem sie herumkummelnden Vorfahren des Hundes sich über die ganze Erde verbreitet haben mögen, darüber zeigt der entlegene Ort, auf dem ich heute noch ein Beispiel auf in dem dortigen „Wildhund“, dem Dingo. Ich wage es, nur, in Anführungszeichen als Wildhund zu bezeichnen; denn die Gelehrten können sich über ihn immer noch nicht recht einigen. Nur so viel scheint jetzt allgemein angenommen zu werden, daß er zusammen mit dem Menschen und mit dessen Hilfe Australien erreicht hat, und diese Annahme findet eine sehr berechtigte Stütze

darin, daß der Dingo das einzige größere Säugetier Australiens ist, das nicht zu den Beutetieren gehört. Aus dieser ganzen Sachlage schöpfe ich aber gerade die Überzeugung von der Zusammengehörigkeit, der gemeinsamen Einwanderung der Vorfahren von Australier und Dingo in Australien. Dort können sich dann diese Bande später wieder gelodert haben und der „echte“ Dingo unserer jetzigen Erpidee also trotzdem wirklich ein ganz wildlebendes Tier sein.

Die ältesten geschichtlichen Zeugnisse, die wir über den Hund besitzen, beweisen, daß die alten Kulturvölker sich schon verschiedene Hundesformen herausgebildet hatten, wie sie den Bedürfnissen und Neigungen des Menschen entsprachen. Die alten Ägypter waren schon 4000 Jahre vor Christi Geburt so weit, daß sie ihre Windhunde, ihre Felle und hängehörigen Jagdhunde hatten. In allgemeinen waren Stiefelhunde, also der ursprüngliche Zustand des Wildhundes, andererseits aber auch wieder der Ringelschwanz, eine hervorragende Folge der Hausierhaft, noch mehr gang und gäbe wie heute, und die altägyptischen Windhunde mit ihrer ausgeprägten Windhundfigur, hohen Läufen und dünnen, schlanke ausgezogenen Pfoten, auch der spitzen Stiefelhunde und kurzen, engeringelten Schwanz machen auf unsern Augen daheim einen ganz eigentümlichen Eindruck.

Doggenartige Hunde hat man den Ägyptern immer abgeprochen; Streifen, der Mündner Hundemaler und Hundelerner, gab aber in keinem großen Wert einige altägyptische Hundesfiguren wieder, die doch ganz nach Doggen aussehend; namentlich eine hat einen unteufelbaren, wenn auch nach heutigen Begriffen schlechten Doggenkopf, anscheinend sogar mit gestülpten Ohren. Die hervorragendsten und zwar staunenswerter erfolgreichen Doggenzüchter waren indes die alten Ägypter: sie haben allem Anschein nach solche Kolosse von großen schweren Hunden besessen, daß selbst der englische Bernhardtiner- und Mastiffzüchter von heute sich geschlagen fühlen muß, wenn er manche Bildwerke aus dem alten Ägypte oder Babylon ansieht, auf denen der Hund reichlich halb so hoch und beträchtlich schwerer an Körpergewicht erscheint als der Mann, der ihn führt. Daß solche wuchserhaften Riesenhunde nicht nur bei der Jagd auf Raubtiere und großes Wild gebraucht, sondern auch im Krieg auf den Feind gehetzt wurden, ist schließlich nicht mehr zu bezweifeln, und von den alten persischen Königen haben wir ja auch mehrfach Nachrichten über Kriegshunde. Diese stammten in letzter Linie aus Indien, wo an den Abhängen des Himalajagebirges, namentlich aber auf dem tibetianischen Hochland, große, bissige Hunde heute noch die einsamen Bergdörfer bewachen und beschützen.

## Verstetetes Volkslied.

„In einem süßen Grunde“ das beliebteste Volkslied wäre beinahe der Welt verloren gegangen. Zur Zeit, als sein Dichter, Joseph v. Eichendorff, in Heidelberg studierte, übernahm er das Manuscript an den damals in Weizheim lebenden Justus Kerner mit der Bitte, es vor der Drucklegung zu überprüfen. Kerner hatte das Lied mit vielen Vergnügen gelesen und dann auf seinen nach am offenen Fenster stehenden Schreittisch gelegt, als es plötzlich in Windstöße hoch in die Luft über Häuser und Bäume fortwehte.

„Ich bemühte mich“, so erzählte Kerner, „viele Stunden lang, des Blattes wieder habhaft zu werden, aber vergebens. Der Verlust war mir um so empfindlicher, als das Manuscript der Eichendorffschen Gedichtsammlung längst schon zum Druck abgegangen war, und das Lied als letzter Beitrag noch aufgenommen werden sollte.“ Was aber war das Schicksal des herrlichen Gedichtes? Am anderen Tage kam ein Mailkourier, Verbänden und Fingerringen handelnder Troler zu mir, und siehe da, ich erblidete das Blatt als Umhüllung einer Mailkourier. Aufgeregt fragte ich ihn, wo er das Papier her habe, worauf er mir erzählte, daß er es bei dem über eine Stunde entfernten Dorfe Kaiserbach auf einem blühenden Flachsfeld gefunden und als Einwickelpapier verwendet habe. Daß ich ihm die darin eingewickelte Mailkourier, übrigens mein Lieblingsinstrument, mit Vergnügen abkaufte, ist begreiflich.“

— Kennzeichen. Professor (zu einem jungen Mann): „Sie wollen Maler werden? Fühlen Sie sich auch beflügelt dazu?“

— D. gewiß! Ich habe schon einmal vier Tage nichts gegessen!“

— Ein Weisenknecht. „Ach — bitte, liebe Dame, bedenken Sie mir doch was! Ich bin ein armer Hausknecht. Wenn ich nicht nach Hause mitbringe, schlägt mir Vater und Mutter halb tot.“

— Allzu viel Fremder (beim Dinner). „Die Portionen sind aber schrecklich klein.“

— Berkeker. „Unser Chef hat wegen der Landstrauer die Gäste auf Salbmaß gesetzt.“

# Negerkur.

Von Gustav Hochstetter.

Von meiner Wohnung aus habe ich ein paar hundert Schritte nach dem Zoologischen Garten; da sitzt man an warmen Sommerabenden gemütlich in dem, was der Berliner „frische Luft“ nennt. Ich nehme bei einem halben Dutzend Fremden an Tisch Platz. Wir plaudern. Ausgenommen wenn der kleine Doktor aus Cincinnati dabei ist; dann ist es mit dem Klauen Effig; der kleine Doktor redet nämlich selbst so viel, daß uns andern dann nur noch die Rolle des Auditoriums bleibt. Er weiß amüsante Geschichten zu erzählen, der kleine Doktor. Mit besonderer Vorliebe gibt er die Geschichte von seiner ersten Negerkur zum besten. Ich habe sie schon einmal von ihm gehört, aber wie ist so amüsant, daß ich sie auch noch zum achten Male hören kann. Und so erteile ich ihm denn nun das Wort.

„Es war im ersten Jahre meiner amerikanischen Praxis“, beginnt er, indem er sich seinen Vorgesetzten, meinen geteilten grauen Bart sorgfältig auseinander streicht, „mir hielten der biedere Deutsche noch in alten Knoden. Ich hatte mich in Cincinnati in einem Stadtteil niedergelassen, der hauptsächlich von meinen Landsleuten — von Deutschen — besetzt war. Aber meine guten Landsleute wollten herzlich wenig von mir wissen. In pessimistischen Augenblicken erziehen sie mir, als ob sie untereinander einen Bund geschlossen hätten, dessen Zweck jedoch langsam verbergung zu lassen. Ich war der einzige Arzt in der ganzen Straße, meine Sprichwörter hatte ich mit großen Ziffern unten an der Haustür anmalen lassen. Der Zufall, den ich noch von zu Hause bekam, war knapp genug, und so ließ ich denn eines Abends wieder einmal ein Patient zu Hause, weniger um auf Patienten zu warten, als um mein Abendbrot ungeföhrt zu verzehren. Es bestand aus einem Brötchen ohne Butter und ohne Wein, und bei solchen verkehrswidrigen Mahlzeiten liebt man es, unbeschadet zu bleiben. Da klopf es an meine Stubentür. „Der Doktor, ein Patient!“ Ich öffne meine Tür, ein Patient so laut wie kann. Ich verharre den Rest meines Suppers in meiner Weisheit und ließ meinen ersten Patienten vor. Es war keiner von meinen Landsleuten, sondern ein Neger, und zwar ein Prachtexemplar, er war größer, dicker und schwärzer als ich je einen andern Neger gesehen hatte. Woran er litt, das wurde mir nicht recht klar, denn er redete ein mir total unverständliches Kauderwelsch. Endlich verständigten wir uns pantomimisch. Er riß seinen riesigen Mund weit auf und deutete mit seinem schwarzen Geißelring in seinen Nacken hinein. Ich schaute mir also seine Zunge an. Sie war stark belegt. Ich gewann die Überzeugung, der Mann müßte etwas im Magen haben, was ihm nicht gut bekommen sei. Sehr einfach, sagte ich mir, du verkehrst mit dem Neger ein — entschuldigen Sie das harte Wort, meine Herren — ein Brechmittel. Ich schrieb ihm ein Rezept. Er zog einen alten Strumpf hervor, der ihm als Werkzeuge diente, und hielt ihn mir mit fragenden Blicken entgegen. Nachdem ich ihm bedeutete, daß er mir die Summe von einem Dollar schulde, zahlte er mir diese Summe in Silber- und Nickelmünzen auf den Tisch. Dann empfahl er sich.

Ich fühlte mich als Krösus, wieder den Rest meines Suppers verzehrend aus der Weisheit und schlenderte ich zum Fenster hinaus. Gleich wie die Götter ein nettes, billiges Restaurant, dahin verfügte ich mich und lezte des Negers Silber- und Nickelgeld in ein Kaffeebecken und zwei Gläs Wein um. Frisch gestärkt setzte ich dann zu meiner Wohnung zurück, um dort nach des Tages Laft und Freud meine Lagerstatt aufzusuchen. Ich stieg meine drei Treppen hinauf und suchte dabei schon meinen Korridorhalsflügel aus der Tasche. Wie ich eben die letzte Treppe vor der dritten Etage erklimmen habe, sehe ich, daß da auf den Stufen ein Negerweib kauert. Ich denke mir sofort, daß das Weib aus der Niemand anders wartet als mich. Offenbar hat der Neger von vornherein sich an mich empfohlen. Wahrscheinlich war er mit der Wirkung meines fräftigen Mittels so zufrieden gewesen, daß er sich verpflichtet fühlte, in seinen Streifen für mich Propaganda zu machen. Nun, ich hatte ja eigentlich mehr auf deutsche Praxis geredet, aber wenn sich durchaus die Neger darauf kaprizierten, mir ihr Geld ins Haus zu tragen, so brauchte mir das ja für den Anfang auch nicht gerade peinlich zu sein. Ich fragte also das Negerweib, ob sie auf mich warte. Sie schien mich nicht recht zu verstehen, ich weiß

nicht, ob das an meinem mangelhaften Englisch oder an ihrer mangelhaften Intelligenz lag. Als das Weib aber sah, daß die Tür aufschloß, an der mein Name angeschrieben stand, erhob es ein gewaltiges Geschrei, ein solches Jeterndio, daß sofort meine Wirtin erschreckt herbeigeeilt kam.

Das Negerweib trat dicht an mich heran, suchte mit den Armen in der Luft herum und ließ abgerienete Sätze aus, die ich zwar nicht verstehen konnte, die ich jedoch dem Tonfall nach weder für Liebesschwärme noch für Zensurwünsche hielt. Ich bat meine Wirtin, die schon jahrzehntlang im Lande lebte, mir zu verdeutlichen, was die Frau eigentlich wollte. Meine Wirtin hörte der Frau noch ein paar Sätze und sagte sie mir nicht und einfach: „Die Frau will Sie verheiraten!“ Nach dieser ebeno knappen als klaren Antwort betradachte ich mich das Negerweib etwas genauer; sie war womöglich noch dicker, noch größer und noch schwärzer als der Neger, der vorhin dagewesen war. Es erschien mir rätlich, wenn es irgend möglich war, sich mit dieser Dame in Güte auseinanderzusetzen. Meine Wirtin übernahm die Rolle des Dolmetschers, und nun entwickelte sich folgendes Gespräch: „Ob ich der Doktor sei?“

„Ja, wohl.“

„Ob vorhin ein kranker Neger bei mir gewesen ist?“

„Aberdings.“

„Ob ich ihm dies Rezept verschrieben habe?“

„Gewiß.“

„Sie sie die Frau dieses Negers; ihr armer Mann siße nun elend zu Hause und alle fünf Minuten werde ihm von neuem übel, und er müßte sich immer wieder —“

„Ja, ich weiß! Das will ich ja gerade!“

„So? — aber — mein Mann wollte sich ja einen Zahn ziehen lassen!“

Bis hierher pflegt der kleine Doktor die Geschichte gewöhnlich zu erzählen. Nur selten fügt er noch hinzu, daß sein Geschäftsgelübde ihm gebunden habe, seine Wirtin um einen Dollar anzusprechen, damit er der schwarzen Dame das unredlichste Erworben zurückgeben konnte.

## Der deutsche Reichsadler.

Man meint gewöhnlich, der Reichsadler stamme ursprünglich aus dem alten Römische der Göttern, von den Heilgeisten ihrer Legionen, aber die Geschichte weiß von diesem Zusammenhang nichts, zeigt vielmehr, daß der Adler als deutsches Reichs- und Kaiserwappen sehr jung, vielleicht sogar das jüngste aller europäischen Fürstenwappen ist. Allerdings, nur selten fügt er noch hinzu, daß sein Geschäftsgelübde ihm gebunden habe, seine Wirtin um einen Dollar anzusprechen, damit er der schwarzen Dame das unredlichste Erworben zurückgeben konnte.

Der deutsche Reichsadler. Man meint gewöhnlich, der Reichsadler stamme ursprünglich aus dem alten Römische der Göttern, von den Heilgeisten ihrer Legionen, aber die Geschichte weiß von diesem Zusammenhang nichts, zeigt vielmehr, daß der Adler als deutsches Reichs- und Kaiserwappen sehr jung, vielleicht sogar das jüngste aller europäischen Fürstenwappen ist. Allerdings, nur selten fügt er noch hinzu, daß sein Geschäftsgelübde ihm gebunden habe, seine Wirtin um einen Dollar anzusprechen, damit er der schwarzen Dame das unredlichste Erworben zurückgeben konnte.

Man meint gewöhnlich, der Reichsadler stamme ursprünglich aus dem alten Römische der Göttern, von den Heilgeisten ihrer Legionen, aber die Geschichte weiß von diesem Zusammenhang nichts, zeigt vielmehr, daß der Adler als deutsches Reichs- und Kaiserwappen sehr jung, vielleicht sogar das jüngste aller europäischen Fürstenwappen ist. Allerdings, nur selten fügt er noch hinzu, daß sein Geschäftsgelübde ihm gebunden habe, seine Wirtin um einen Dollar anzusprechen, damit er der schwarzen Dame das unredlichste Erworben zurückgeben konnte.